

Wie es zur emanzipatorischen Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen kam

Immer wieder werde ich gebeten zu berichten, wie ich eigentlich seinerzeit (ab 1988) dazu gekommen bin, Jugendarbeit mit rechtsextremistisch orientierten jungen Menschen anzufangen. Ich bin zwar in etlichen meiner Publikationen darauf eingegangen. Aber eine zusammenfassende Darstellung der Anfänge ist leider bislang nicht darunter. Deshalb hole ich das jetzt nach:

Zunächst aber diese Vorbemerkung: Die gesellschaftlichen Herausforderungen durch den Rechtsextremismus vor, aber auch nach 1945 haben mich schon seit der Kindheit intensiv begleitet und geprägt. Deshalb hätte ich mir als engagierter Linker (was auch immer das heißen mag) auch nie vorstellen können, ausgerechnet mit rechtsextremistisch orientierten jungen Menschen zu arbeiten. Bis dass ich mich 1988 plötzlich genau dazu herausgefordert sah. Und das kam so:

Damals hatte ich mich in die Gründungsphase eines Bürger- und Sozialzentrums in einem Bremer Problemstadtteil eingebracht, das auf einem ungewöhnlich weitläufigen Gelände mit etlichen kleineren Schulgebäuden entstehen sollte: Ich selbst wollte mich dort mit einem sozialräumlichen Praxisprojekt für Studierende der Sozialen Arbeit engagieren. Ganz schnell wurden wir dort damit konfrontiert, dass sich auch eine rechtsextremistisch orientierte Randalclique schon lange darum bemühte, dort auch einen Raum als Treffpunkt zu bekommen. Denn sie waren, bei aller Randal Lust, den permanenten Stress darum mächtig leid, der fast reflexartig aufkam, sobald sie sich irgendwo in ihrem Stadtteil mit mehreren trafen.

Aber mit diesem Anliegen prallten sie immer wieder auf Gummiwände. Denn niemand wollte die irgendwo haben. Andererseits traute sich auch niemand, denen offen „nein“ zu sagen. Etwas, das junge Menschen ja besonders häufig erleben. Genau deshalb empörten sich einige Studierende darüber, als das mal wieder passierte. Studierende, die ansonsten „völlig anders drauf waren“, sich aber an eigene Ausgrenzungserfahrungen erinnert fühlten. Zumal zwei von denen aus dem gleichen Stadtteil kamen und dort in ganz anderen

Szenen ganz ähnliches erlebt hatten. Und die erhielten dann auf ihre Empörung hin eine Antwort, die ebenso typisch ist: „Ohne Betreuung geht das auf keinen Fall. Und übernehmen will das niemand. Oder seid ihr etwa bereit?“ –

Und deren alle überraschende Antwort „Ja“ brachte dann alle in Zugzwang.

Für mein geplantes Projekt hieß das, dass sich damit dessen Aufgabe und Zielsetzung plötzlich völlig ändern musste. Weil ich nun alles darauf konzentrieren wollte, die Studierenden, die sich plötzlich mächtig herausgefordert fühlten, in jeglicher Hinsicht möglichst intensiv zu begleiten und zu unterstützen. Was natürlich für mich als erstes hieß. Mein geplantes Veranstaltungskonzept wegzupacken und ab sofort in und mit den tagtäglichen Herausforderungen einer noch unüberschaubaren Praxisaufgabe zu lernen und sich dabei möglichst gut alltagsbegleitend zu qualifizieren.

Die Studierenden haben nach dieser Entscheidung ganz schnell mit einigen der Aktivisten aus der Clique mit Planungen zum Umbau eines Mobilbau-Klassenraums begonnen. Parallel liefen dann Verhandlungen mit dem Jugendamt zur Übernahme von Materialkosten und zur vertraglichen Absicherung und Organisation des künftigen Jugendclubs. Dabei war das Schwierigste, das lokale Umfeld, die Stadtteilpolitik und das Jugendamt davon zu überzeugen, dass es dabei nicht um das Wünschenswerte gehen könne, sondern darum, herauszufinden, was machbar ist. Also vor allem auch, womit sich diese Jugendlichen, so, wie sie „im Moment drauf sind“, auch tatsächlich arrangieren können. Folglich Also denen nichts abzuverlangen, was denen momentan als selbstverständlich oder als unverzichtbar gilt. Sondern irgendwie eine Win-Win-Situation für alle hinzubekommen.

Dass wir diesen Maßstab überhaupt durchsetzen konnten, das kam sicher nur deshalb zustande, weil vorher etliche andere Versuche völlig gescheitert waren, den Konflikt mit dieser Clique zu deeskalieren. Jahrelang. Also ließ man uns einen letzten Versuch machen und war bereit, zwischen Jugendamt und Vertretern der Clique in diesem Sinne eine realistische schriftliche Vereinbarung zu treffen. Statt von denen zu verlangen, sich erst mal ganz entscheidend zu ändern. Natürlich war das unser *Ziel*, hätte aber als *Bedingung* für den Beginn jede Chance einer wirksamen Eimischung zunichte gemacht.

Das alles war letztlich ein Sprung ins kalte Wasser. Ohne Plan und Konzept. Die wuchsen erst in und mit den praktischen Erfahrungen. Allerdings brachte ich selbst u.a. jahrelange praktische Erfahrungen sowie theoretische Grundlagen aus der emanzipatorischen Jugendarbeit mit. Sowie Erfahrungen mit projektgeleitetem Lernen und praxisbegleitender Aktionsforschung. Als entscheidende Grundlage galt für uns von Anfang an, dass wir die jungen Menschen in dieser Clique sehen als Menschen, die letztlich von nichts so sehr geleitet sind wie von ihrem Streben, „trotz allem“ möglichst viel aus sich und ihrem Leben zu machen. Und sie sich deshalb letztlich auch nur dann ändern würden, wenn sie sich selbst davon was versprechen. Für ihre eigene Lebensentfaltung. Unser zentrales Ziel war

also letztlich, sie darin zu unterstützen, ihr eigenes Leben künftig gelingender und zufriedenstellender zu entfalten. Verbunden mit der Erwartung, dass sie dann in aller Regel auch selbst daran interessiert sind, sozial verträglichere Muster zu entwickeln. Und dafür gerade in einem lokalen Umfeld mit vergleichsweise ausgeprägten demokratischen Traditionen und vielfältigen zivilgesellschaftlichen Aktivitäten drumherum vergleichsweise gute Rahmenbedingungen vorhanden wären.

Die ersten Wochen wurden dann natürlich erst mal zu einer ganz intensiven Austestphase, in der die Jugendlichen auf immer neue Weise herauszufinden suchten, ob wir es wirklich ernst meinen mit unseren Ansprüchen. Oder ob auch wir irgendwann wieder auf Forderungen und Sanktionierungen umschalten. Wobei die erste wichtige Erkenntnis dabei war, dass das gängige Muster, z.B. auf schlimme Sprüche direkt zu re-agieren, fast durchweg nur Eskalationsspiralen auslöst. Und einen davon abhält, sich selbst nach eigenen Vorstellungen einzubringen. Also z.B. Interesse zu zeigen für die Jugendlichen und ihre Erfahrungen. Statt für ihre Sprüche. Gleichzeitig zu versuchen, sich auszutauschen statt zu diskutieren. Und dabei unsere Grundhaltungen lebendig erleben zu lassen statt uns in ein permanentes Re-Agieren drängen zu lassen. Und das hieß z.B. auch, dann Empörung zu zeigen, wenn man wirklich selbst empört ist. Und nicht, wo man meint, das sein zu müssen. Und dann ganz leicht unecht rüberkommt. Also zu versuchen, selbst konsequent authentisch zu sein (und damit nicht zuletzt auch so manche anfangs vorhandenen konzeptionellen Defizite zu kompensieren), statt sich in Ping-Pong-Reflexe oder in „wer-hat-Recht“-Diskussionen drängen zu lassen. Vor allem aber, sich durch den Dunstschleier aller Selbstinszenierungen hindurch zu interessieren für die Menschen, mit denen wir es zu tun haben. Statt uns, wie jene das ja gewohnt sind, nur auf deren anstößigen Seiten zu stürzen. Dieses „Sie-Ernstnehmen“ und „Sich-für-sie Interessieren“ und „ihnen Zuhören“ schaffte denn auch erste persönliche Zugänge. Zumal das alles etwas war, was sie in ihrem bisherigen Erleben meist erschreckend wenig erlebt hatten. – Das übrigens gelang den Studentinnen viel, viel leichter und besser als durchtrainiert wirkenden kräftigen Männern.

Ganz schnell schon entstand im Stadtteilumfeld der Eindruck von positiven Veränderungen. Angefangen damit, dass diejenigen Jugendlichen, die gerade im neuen Jugendclub arbeiteten oder sich trafen, natürlich nicht gleichzeitig irgendwo anders Ärger erregten. Dann ganz schnell aber auch, wie sehr sich die Jugendlichen meist zumindest mehrheitlich darum bemühten, einen respektvollen Umgang mit ihren nächsten Nachbarn zu finden, um ihren Club nicht sofort wieder zu gefährden: Zu einem Beschäftigungsprojekt mit Arbeitslosen nebenan, zu einem Mütterzentrum mit den dort spielenden Kindern und insbesondere mit einer direkt nebenan entstehenden Wohn- und Tageseinrichtung für besonders schwer psychisch Kranke, die gerade aus teils jahrzehntelangem Wegsperrern herausgeholt worden waren. Das alles entwickelte sich

schnell so gut, dass die Leitungen dieser Einrichtungen sehr schnell zu den wichtigsten Unterstützern unseres Projekts wurden.

Die Entwicklung war sogar so eindrucksvoll, dass wir schon nach dem ersten Semester bedrängt wurden, zusätzlich in zwei anderen Stadtteilen ähnlich tätig zu werden. Wieder ein Semester später konnte ich dann die Aktivsten in der Projektgruppe dafür gewinnen, in wöchentlichen zusätzlichen Treffen unsere bisherigen Erfahrungen möglichst systematisch aufzuarbeiten – mit dem Ziel, sie schließlich gemeinsam in einer Fachzeitschrift zu publizieren. Ausgerechnet kurz nach den fremdenfeindlichen Pogromen in Hoyerswerda 1991 erschienen dann fast parallel drei Beiträge mit sehr unterschiedlichen Schwerpunkten in drei verschiedenen Fachzeitschriften. Dieser Zeitpunkt hatte zur Folge, dass sich dann ganz schnell bundesweit Medien, Politik und Fachöffentlichkeit begierig auf uns stürzten, weil wir als die einzigen galten, die tatsächlich an „solche Jugendlichen rankommen“ und mit denen gelungene Erfahrungen hatten. Leider rief das allerdings auch ebenso massiv die selbsternannten Gralshüter des „korrekten“ antifaschistischen Engagements auf den Plan. Diejenigen, die die Bekämpfung des Rechtsextremismus über die maximale Bekämpfung von jenen Menschen versuchen, die sich momentan am ehesten was vom Rechtsextremismus versprechen.

Gut vier Jahre später wurde jener erste Jugendclub durch Brandstiftung zerstört. Was alle direkt oder indirekt Involvierten schnell dazu zwang, erst mal ein Zwischenresümee zu ziehen, was mit dem erreicht worden war. Und das fiel dann noch viel eindeutiger aus, als wir es erwartet hätten. Denn alle mit Einfluss in diesem Stadtteil war sich, ohne jede Ausnahme, darin einig: „Das Problem ‚Rechtsextremismus und Gewalt‘ ist nicht nur weniger geworden, sondern das hat sich bei uns inzwischen erledigt.“ – Die Konsequenz, die daraus dann gezogen wurde, die war dann allerdings extrem brisant und fatal. Denn nun setzte sich die Ansicht durch, dass man, da die Szene keinen Stress mehr mache, auch den Jugendclub für die nicht mehr brauche. Und in den Räumen stattdessen endlich mal ein Mädchentreff geschaffen werden solle. Das löste unter „unseren“ aktuellen und den ehemaligen Jugendlichen solch hochexplosive Reaktionen aus, dass wir kaum eine Chance sahen, auch nur „das Schlimmste zu verhindern“. Aber es gelang.

Das in und mit unserer eigenen Praxis entwickelte Konzept war immer von dem Bestreben geleitet, den damals schon seit fast 20 Jahren gewachsenen Ansatz emanzipatorischer Jugendarbeit erstmals konsequent und ungeschmälert ausgerechnet einer Zielgruppe anzubieten, die selbst von völlig gegensätzlichen Vorstellungen geleitet war. Voraussetzung dafür war gerade denen gegenüber, besonders konsequent „die Klienten dort abzuholen, wo sie stehen“. (Wie einer der zentralen Grundsätze Sozialer Arbeit lautet.) Aber natürlich getragen von der Erwartung, mit denen dann ganz woanders anzukommen. Deshalb haben wir unser Konzept auch provozierend „Akzeptierende Jugendarbeit“ genannt. Weil ganz

viele im Umfeld das anfangs ungeheuerlich und völlig inakzeptabel fanden. Für uns aber war völlig klar: Wenn man überhaupt Chancen für Einmischen und Einflussnahmen haben will, dann muss man erst mal akzeptieren, dass die AdressatInnen momentan so sind, wie sie sind. Und diese auch selbst davon ausgehen, dass das für sie zur Zeit die richtige, jedenfalls die bestmögliche Entscheidung ist.

Konkret hieß und heißt das vor allem für uns:

- Ansetzen an den Problemen, die diese Jugendlichen *haben*, nicht an den Problemen, die sie anderen *machen*. Weil sie sich nur so irgendwann dafür öffnen werden, sich auch für die Probleme zu interessieren, die sie selbst anderen machen.
- Nichts durch Verbieten überwinden zu wollen, was für jene Jugendlichen momentan für ihr Selbstverständnis und ihre Selbstinszenierungen zentral ist oder gar als unverzichtbar gilt. Weil das unweigerlich zu Abgrenzung und Ausgrenzung führt und damit weitere Einmischungen unmöglich macht.
- Sich nicht zum permanenten Reagieren-Müssen getrieben zu sehen, sondern offensiv und authentisch emanzipatorische Grundhaltungen *praktisch erleben lassen*.
- Zuhören ist anfangs das Wichtigste. Die Gegenüber ernstnehmen und sich für sie interessieren. Und nicht nur für deren anstoßerregenden Seiten!
- Nicht mit Belehren und Besserwissen Abwehr provozieren, sondern in der Regel nur diejenigen Informationen und Kenntnisse einbringen, die gerade abgefragt werden.
- Auf das Überschreiten von Grenzen und Regeln nicht mit Sanktionen reagieren, sondern diese als Herausforderungen begreifen, andere Wege zu suchen. (Andererseits aber auch als eigene Grundhaltung erleben zu lassen, dass schwere Straftaten nicht verharmlost oder verschwiegen werden dürfen.)
- Und immer davon ausgehen: Menschen ändern sich fast immer nur dann, wenn sie für sich selbst einen Sinn darin sehen.

Nachbemerkung:

Inzwischen habe ich mir angewöhnt, oft nicht mehr von Akzeptierender Jugendarbeit zu sprechen, sondern umfassender und grundsätzlicher von emanzipatorischer Jugendarbeit. Denn letztlich war und ist die Akzeptierende Jugendarbeit nichts anderes als eine emanzipatorische Jugendarbeit speziell für solche Zielgruppen, die mit einer tiefgreifenden Ablehnung zivilgesellschaftlicher Grundwerte großen Anstoß erregen. Und die genau deshalb in Regionen mit vergleichsweise ausgeprägterer zivilgesellschaftlicher Entfaltung, wie in Bremen, oft nicht als Teil der Gesellschaft akzeptiert werden.

Der Begriff „Akzeptierende Jugendarbeit“ aber wurde in den 1990er Jahren in Ostdeutschland in völlig gegensätzlichen Sinne gängig, nämlich für eine Jugendarbeit, die

sich in die Orientierungen rechtsextremistisch orientierter Jugendlicher gar nicht einmischen wollte. Oder solche Jugendliche auf ihrem Weg sogar unkritisch unterstützte. Weil es der dahinterstehenden Politik darum ging, zunehmende „Aggression und Gewalt“ zu bekämpfen, ohne an deren Ursachen oder dahinterstehende politische Orientierungen ansetzen zu wollen. „Akzeptierende Jugendarbeit“ wurde den auch in Ostdeutschland zu dem zentralen Begriff für eine Jugendarbeit gemacht, die sich in rechtsextremistische Orientierungen junger Menschen möglichst gar nicht einmischen wollte, sondern akzeptierte, dass es so war und so blieb. Oder entsprechende Entwicklungen gar guthieß und unterstützte. Was darin gipfelte, die Einstellung von Neonazis als Sozialarbeiter als beste Möglichkeit hinzustellen, um an entsprechend orientierte Jugendliche überhaupt ran zu kommen. – Dahinter stand, dass in Ostdeutschland „Akzeptanz“ im Alltagsdenken durchweg mit Übereinstimmen oder Gutheißen gleichgesetzt wurde, während es uns seinerzeit im Kern darum ging, dass auch Menschen mit erschreckenden Orientierungen gleiche Menschenrechte haben. Und Einmischungen bei denen nur gelingen können, wenn man sie mit diesen Rechten auch tatsächlich akzeptiert.

In den Aufbau von Jugendarbeit in Ostdeutschland wurden wir übrigens – entgegen einer sehr verbreiteten Sichtweise – nie einbezogen, vorwiegend sogar ausdrücklich herausgehalten. Weil das damalige Bundesprogramm völlig andere Ziele hatte. Es sollte nämlich in erster Linie jene jungen Menschen beruhigen, denen nach der Wende der bisherige „Boden unter den Füßen“ für ihre Lebensplanung weggezogen worden war. Ohne sich aber um deren Probleme jenseits von Freizeitgestaltung groß kümmern zu wollen. Ausdrücklich auch nicht um deren politische Orientierungen, höchstens um deren Gewaltverhalten. (Näheres zur Akzeptierenden Jugendarbeit in Ostdeutschland - und dazu, was wir damit zu tun hatten – steht in meinem Buch von 2022 „Emanzipatorische Jugendarbeit mit stressenden Jugendlichen – umstritten, aber erfolgreich“ im Kapitel 6, S.54-62.)